

Die Sehnsucht nach dem Land hat die Deutschen gepackt. Städter holen sich den Lifestyle in die Etagenwohnung und abonnieren Magazine, die das Leben in der Natur romantisieren. Doch nur wenige lassen tatsächlich alles hinter sich und ziehen raus aufs Land – mit allen Konsequenzen. Drei Beispiele aus der deutschen Provinz.

Von Stefan Locke



New York, Stuttgart, Brunsbäusen: Seit anderthalb Jahren leben die Lönings auf dem Land in Niedersachsen.

Fotos Roger Hagnman

– an manchen Tagen

„Manchmal denken wir ‚Oh Gott, was haben wir uns da nur aufgeladen‘“, sagt Benno Lönning und erzählt vom hohen Altersdurchschnitt im Ort und den jungen Leuten, die in die Stadt ziehen. Aber dann führt er durch seine Scheune, zeigt stolz das viele Holz und das Lüftungsrohr, aus dem neulich eine Schleiereule flog, bleibt bei den drei alten Glastüren stehen, die er aufarbeiten und im Veranstaltungssaal einbauen will. Ihm gefällt, dass er sich hier ausprobieren und selbst bestimmen kann, wann und wie er etwas macht. „Ich möchte nicht mehr zurück“, sagt auch Anna, die mittlerweile im Förderverein des Kindergartens sowie im Vorstand des örtlichen Geschichtsmuseums ist. Ihr Rodelhang ist direkt vor der Tür, der Ausblick auf das Harzer Vorland malerisch; Schneeglöckchen und Krokusse stecken schon ihre Köpfe aus der Wiese, und um den Komposthaufen stolziert der Hahn, dem neulich acht Hühner abhanden kamen. „Die haben

Fuchs und Habicht geholt“, sagt Benno Lönning gelassen.

Dass der Traum vom Land anders als gedacht wahr werden kann, diese Erfahrung hat Silvia Keil De Ballón gemacht. Vor fünf Jahren zog sie mit ihren zwei Kindern, damals acht und neun Jahre alt, aus einer Altbauwohnung in Dresden zu ihrem neuen Lebensgefährten aufs Land – in den Plattenbau. „Das war heftig, dagegen habe ich mich sehr gestraubt“, erzählt die Zweivierzigjährige, die aus Köln stammt. „Es war nur übergangsweise und so lange, bis wir unser Haus fertig hatten“, sagt ihr Freund Michael Mesch, 41, der bereits Mitte der neunziger Jahre aus Leipzig in die Lausitz kam. „Ich wollte immer aufs Land, und dieser Flecken hat es mir besonders angetan.“ Die Landschaft aus sanften Hügeln, weiten Feldern, glasklaren Teichen und alten Obstbäumen gefiel auch ihr sofort.

Schon 1998 hatte er günstig ein Fachwerkhaus in Jänkendorf bei Görlitz gekauft. 1200 Leute woh-

nen hier; es gibt einen Gasthof, drei Läden, einen Kindergarten und eine Schule. Das Haus stand 15 Jahre leer und war unbewohnbar. „Reiß die Bruchbude ab und bau neu“ rieten die Nachbarn. Auch

„Erst in der Stadt lernt man, das Leben auf dem Land richtig zu schätzen.“

Keil De Ballón war bei der Erstsichtigung skeptisch. Drinnen war es dunkel, überall Spinweben, es roch nach fauligen Balken und modrigen Dielen. „Ich schwankte zwischen ‚Herrlich, was man daraus machen kann‘ und ‚Oh Gott, das wird nichts!‘“ Letztlich entschieden sie gemeinsam, den Ausbau zu wagen; ihr Umzug erhöhte den Druck. Drei Jahre lang werkten sie neben der Arbeit und mit Freun-

den, tauschten morsche Balken aus, erneuerten Lehmputz, Dielen, Dach und installierten bis auf die Heizung alles selbst.

Im November 2008 zogen sie ein. Das Haus hat knapp 100 Quadratmeter Wohnfläche, im Erdgeschoss 1,90 Meter niedrige Decken und oben nur schräge Wände. „Das reicht uns“, versichern beide. „Wir sind ja Draußen-Menschen.“ Jede freie Minute verbringen sie im Garten oder auf der Bank vor der Haustür, wo schon morgens die Sonne scheint. Im Sommer spendet der große Walnusbaum Schatten, und wenn man fragt, was sie hier draußen am schönsten finden, antworten sie klassisch: die Natur, die Ruhe, den Wald. „Manchmal vermisse ich die Stadt“, sagt Keil De Ballón. „Vor allem das Bunte, die Vielfalt, die Jugend.“ Sie hat bisher auch in Berlin, Bonn, Trier und Koblenz gelebt. Hier ist der Altersdurchschnitt weit jenseits der 50. Immer wieder werden Häuser frei, stehen für wenige tausend Euro

zum Verkauf; einen ganzen Hof gibt's bereits ab 60 000. Doch nur wenige ziehen tatsächlich hier raus. Es fehlen Jobs.

Silvia Keil De Ballón arbeitet als Psychologin zwei Tage pro Woche in Dresden und einen Tag in Görlitz; 100 beziehungsweise 20 Kilometer Fahrt sind das. Mesch ist studierter Elektrotechniker und hat heute einen Minijob als Ergotherapeut im Nachbarort. „Das größte Manko ist tatsächlich der öffentliche Nahverkehr“, sagt sie. „Ohne Auto geht gar nichts.“ Sie haben zwei. Der letzte Bus fährt gegen 16 Uhr; danach fahren sie „Taxi“ für die Kinder – Musikschule, Kino, Sport. Zwischendurch ist der Garten dran; Gurken, Tomaten, Möhren, Zwiebeln und Zucchini bauen sie selbst an, außerdem renovieren sie gerade das Gartenhaus, und auf der Wiese liegt ein Stoß Holz, das gehackt werden muss. Die Kinder, beide in der Pubertät, haben weder auf das eine noch das andere große Lust und bereits angekündigt, nach der Schule wieder in die Stadt zu ziehen. „Ich unterstütze das auch“, sagt ihre Mutter. Sie ist ohnehin der Meinung, dass man erst in der Stadt das Landleben richtig zu schätzen lernt.

Verzichten müssen sie jedoch kaum; 200 Meter sind es bis zu „Silke's Laden“, wo es Butter, Staubsaugerbeutel und Briefmarken gibt. „Von allem sind zwar nur eine oder zwei Sorten da, aber gerade das finde ich gut“, sagt Michael Mesch. „Da bin ich schneller wieder draußen.“ Beim Fleischer hören sie stets das Neueste, ein Blumenladen hat noch offen, und der nächste Supermarkt ist nur fünf Kilometer weg. Kulturell vermisse er die Stadt überhaupt nicht, sagt Mesch. „Ich bin da auch nicht häufiger ausgegangen.“ Freilich müssten sie hier wegen der Fahrerei stets genau planen, was sie wann wo sehen wollen. Aber so könnten sie sich schon Tage vorher darauf freuen.

Das Argument, auf dem Land komme die Kultur zu kurz, hört auch Hilal Sezgin häufig. Die Journalistin zog vor vier Jahren aus Frankfurt in ein 500-Einwohner-Dorf bei Lüneburg – und zwar allein. „Viele schwärmen von den Möglichkeiten in der Stadt, gehen aber selbst kaum weg.“ Sie war Mitte 30, als sie die Stadt endgültig satt hatte. „Im Winter rennen alle ins Café, im Sommer in den Park, und überall ist es voll.“ In ihrem ersten Jahr im neuen Zuhause hat sie jeden Abend einfach nur in den Him-

mel geguckt und gestaunt. Auch tagsüber genießt sie ihre Umgebung – der freie Blick aus ihrem Backsteinhaus auf die Weide mit den Binsen-Büschelein, das Rauschen der Buchen und die Rehe, die morgens am Waldrand äsen. Und dann schnattert plötzlich „Keks“ dazwischen, der Ganter, der vehement sein Revier verteidigt, auch wenn von nirgendwo ein Angriff naht.

Den Ganter erwarb Sezgin, um der Gans Gesellschaft zu leisten. Es war ein bisschen blauäugig. Er lärmt herum, biss schon manchen Gast blutig und reißt der Gans beim Liebesspiel die Federn raus. Frauchen entfernt jetzt stets alle Eier aus dem Gelege. „Noch mehr Gänse würde ich nicht schaffen.“ Auch wenn sie am Anfang von Tieren nicht genug kriegen konnte. Drei Katzen brachte sie aus Frankfurt mit; im Stall standen 13 Schafe, hinkend und krank, die sie gesund pflegte. Bald waren 43 Schafe da, die 80 Kilogramm Futter pro Tag verschlangen, und sie sah ein, dass es so nicht weiterging. Zumal sie sich aus einer nahen Hühnerfarm auch noch zwölf Hennen geholt hatte, die beim jährlichen Transport in den Schlachthof übersehen worden waren. Sie ließ die Schafe kastrieren.

Sezgin ist Veganerin, die Tiere leisten ihr ausschließlich Gesellschaft, und sie helfen ihr, den Tag zu strukturieren: Morgens füttern, auf die Weide bringen, abends wieder hereinholen und zwischendurch verarztet. Auf der Kommode im Flur liegen Blauspray zur Desinfektion, eine aufgerissene Pappeinwegspritze und ein Behandlungsplan. Unter der Treppe im Käfig sitzt Huhn Selma mit einer Luftsackentzündung; zwei weitere Hennen erhalten täglich Antipilzmittel, Schaf Josh braucht eine Woche lang Antibiotika und die Gänse morgens und mittags eine Wurmkur. Rund 800 Euro gibt Sezgin im Monat für Tierarzt und Medikamente aus; manche erklären sie für verrückt, andere werfen ihr Nativität vor. Sie wolle nicht die Welt retten, sagt sie dann, aber wenigstens hier mit Tieren so umgehen, wie sie es sich wünscht.

Im Dorf, und das kann man kaum glauben, habe sie sich bereits nach sechs Wochen integriert gefühlt. Die Familie ihres Vermieters stellte sie überall vor, sie ging mit in den Gottesdienst und wurde bald auf der Straße mit Namen begrüßt. Einige Leute brachten Ku-

chen und Blumen vorbei, und bis heute findet sich immer jemand, der nach den Tieren schaut, wenn sie unterwegs ist. Die Gegend ist nicht völlig abgeschlossen, Städter sei man hier gewöhnt, sagt Sezgin. Sie hat mehr als ein Jahr nach dem richtigen Ort für sich gesucht, die Umgebung erkundet, Wahlergebnisse gecheckt. „Manche ziehen irgendwohin, weil der Hof billig ist und wundern sich dann über Nazi-Nachbarn.“

Freilich hatte Hilal Sezgin auch ihre Krisen, etwa in ihrem zweiten Herbst auf dem Land. Die Verantwortung für die Tiere, finanzielle Engpässe und auch Einsamkeit begannen auf ihr zu lasten. War es in der Stadt nicht doch besser? Nein,

Im zweiten Herbst auf dem Land kam die Krise – jetzt möchte Sezgin nicht mehr weg.

hat sie dann entschieden. Wie viele sind auch in der Stadt einsam, und dann diese „Verabredungskarussells“, der Druck, ausgehen zu müssen, das ständige Geschrei um Aufmerksamkeit. „In der Stadt bin ich shoppen gegangen, um mich abzulenken, und kam mit völlig sinnlosen Sachen wieder. Hier gehe ich in den Wald und bin danach erholt.“ Mittlerweile kann sie lachen, wenn Schnecken ihr Gemüse wegfressen, Regen die Kürbisse vernichtet und die Schafe ihre frisch gepflanzten Obstbäume abknabbern. Eines allerdings vermisse sie dann doch: Videotelefon. Ach, und schnelles Internet wäre auch schön.

„Ich möchte nicht mehr weg“, sagt Hilal Sezgin. „Hier kann ich einfach rumlungern, und darin bin ich wirklich gut.“ Dabei hat sie viel zu tun, schreibt Rezensionen, Essays, Kommentare für mehrere Zeitungen und verfasst Bücher. „Landleben – Von einer, die rauszog“ heißt das Buch, in dem sie ihren Neuanfang auf dem Dorf mit allen Höhen und Tiefen beschreibt. Sie versteht die Leute, die lieber „Landlust“ lesen. Die Sehnsucht nach dem Leben im Grünen sei wie Fernweh, verheißungsvoll, aber es passt nicht zu allen. „Es ist nicht das Paradies“, hat sie über das Leben auf dem Land geschrieben. „Aber an manchen Tagen schon“, korrigiert sie nun.



„Wir sind Draußen-Menschen“: Silvia Keil De Ballón und Michael Mesch leben seit zwei Jahren in Jänkendorf, Sachsen.